

(Nachdruck verboten.)

19]

Die Oberwälder.

Von Alfred Bock.

Etlliche von den Männern beschloffen, ihren Braut in Schnaps und Bier zu ertränken. Vor dem „Ritter“ trafen sie mit dem Lehrer zusammen. Dieser hatte nachmittags einer Konferenz in Herbftein beigewohnt. Dorthin war von Darmstadt eine Depesche gelangt, der Landtag habe den Volksschullehrern die Gehaltszulage bewilligt. Frohgestimmt hatte Weilandt den Heimweg angetreten. Alles wandte sich zum Guten und er sah sich nahe am Ziel. Obgleich er den Wind im Gesicht hatte, legte er die beträchtliche Strecke rascher zurück denn je. In der Siebenhäusergasse ereilte ihn die Schredensbotenschaft vom Zusammenbruch der Spar- und Darlehnskasse. Er konnte das Ungeheuerliche nicht fassen. Die er befragte, antworteten widerspruchsvoll und verworren. Im „Ritter“, wo alles zusammenströmte, hoffte er die unverfälschte Wahrheit zu hören.

Die Gaststube war gestopft voll. Eben hatte der kleine Kumpf das Wort. Daß er für den Bisping, den Galunken, gearbeitet hatte, suchte ihn gewaltig. So ein Ausbeuter mußte geverteilt werden. Nun fuhr er in der Welt herum und verschlemmte das Geld, das ihm die Herren vom Vorstand und Aufsichtsrat in den Taschen geworfen hatten. Da saßen sie mit ihren Holzäpfelgesichtern, die Herren vom Vorstand und Aufsichtsrat! Sie bissen keine Ofenschrauben ab und fragten auch keine Radnägel. Aber dumm waren sie und hadig dabei. Mehr hadig wie dumm. Denn die hohen Zinsen hatten sie verführt, dem Bisping in die Schlinge zu geben. Die Spar- und Darlehnskassen waren überhaupt ein Unglück für das Volk. Die armen Leute trugen ihre Pfennige hin, damit die Kapitalisten sich mästeten. 's war immer das alte Lied: die Knechtung der Arbeit durch das Kapital. Wenn jetzt die Mitglieder, ihrer Haftpflicht zu genügen, in den Sack greifen mußten, die Reichen würden es leichtlich verwinden, die Armen hatten ihr Leben lang daran zu würgen. Das nannte man Gerechtigkeit! Die Unterdrückung der besitzlosen Klasse hörte nicht eher auf, bis die Arbeiterschaft die Führung des Volkes übernahm. Früher oder später kam die Erlösung von der sozialen Revolution.

„Zu was dann die Weitseligkeit?“ griff der Polenschmied in die Debatte ein. „'s hilft uns ja doch feins aus der Scher'. Wir müssen berappen. Daß der Krämerskarl so neben dem Herz her war, das hätt ich ihm net zugetraut. Ge hat das letzte Geu auf der Kauf'. Da soll man ihn net mehr vermalen. Ge hat uns den Drei auch gar net angerührt. Ich will emal auf den Kloben schmägen. Wer hat uns dann das Maul lang gemacht nach der Kass'? Wer hat dann Versammlungen über Versammlungen abgehalten? Wer hat dann geschmusst bis dort enaus? Wer is dann von Haus zu Haus gelaufen und hat auf die Kass' getrieben? Meinem Behalt nach der Herr Lehrer. Ge allein is an dem schrecklichen Unglück schuld!“

„Krauch auch, der Lehrer!“ kam es aus dem Hintergrund. Der Polenschmied stellte sich in seiner ganzen Länge auf. „Ja, der Herr Lehrer! Gelle, ek schnappen Euch die Augen auf! Ge hat mit der Kass' ein Kunststückchen machen wollen, weil's ihm in sein' Kram gepaßt hat. Ge is mir ein schöner Künstler! Ge hat mit unserm Vermögen und unsrer Ehr gespielt. Wie nun die Kass' gegriünd't war, sagt' he, er wär hingelig (zu wenig anstellig), he könnt kein Amt übernehmen. Wahrscheins hat he schon wieder andere Großheiten im Kopf gehabt. Und hat gedacht: „Ihr dummen Hester könnt mir den Buckel herunterrutschen!“ Und hat sich um nix mehr gekümmert. Das nenn ich teuflisch, hunds-gemein! Von Rechts wegen müßt he jetzt bluten. Aber rupft Ihr Haar' aus, wo keine sein. 's is ein Schulmeister, das sagt alles!“

Er spuckte aus und setzte sich.

Weilandt, der im Gedränge hart an der Türe stand, war zuerst wie vom Donner gerührt. Dann strömte ihm alles Blut nach dem Kopfe, und er war von der Empfindung beherrscht, er müsse den Menschen in Stücke schlagen, der ihm die Schmach angetan. Seine Vordermänner beiseite stoßend,

bahnte er sich eine Gasse. In der schlecht beleuchteten, dunkeligen Stube wurden die meisten jetzt erst gewahr, daß der Lehrer zugegen war. Ein Hagel von Schimpfworten prasselte auf ihn nieder. Unwillkürlich senkte er das Haupt. Dem Polenschmied hätte er's heimgezahlt, der allgemeinen Verlästerung stand er wehrlos gegenüber, und die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Es fehlte nicht viel, daß er tötlich mißhandelt wurde. Da schob sich der Lipps Menz an ihn heran, einer der wenigen, die ihre Besonnenheit nicht verloren hatten, und raunte ihm zu: „Machen Sie sich net unglücklich. Sehn Sie heim!“

Bei diesen Worten ergriff er Weilandts Hand und brachte ihn glücklich hinaus.

Nun die Luft rein war, erreichte der Skandal seinen Höhepunkt. Gut, daß der Schubiak nicht versucht hatte, sich weiß zu waschen, er hätte seine Knochen im Sackuch heimtragen können. Man mußte ihn stäupen. Schulmeister gab's wie Sand am Meer. Da war's schon schwerer, einen Eauhirt zu kriegen.

Der Polenschmied lachte höhnisch.

„Wann Ihr Euch einbild't, daß he die Platt' pußt, seid Ihr schief gewickelt. Dem is hier so wohl wie dem Pfannkuchen in der Butter. Ge kennt's von der Schul: Fett schwimmt oben. Ge steht in Verlobtschaft mit der Margolfsmarie.“

Wie von der Tarantel gestochen, schoß der Margolfspeter in die Höhe.

„Infamer Mensch, Du lügst!“

„Ich weiß, was ich weiß.“

„Ich sein der Vater über mein Kind. Ehnder ich sie dem schuftigen Schulmeister geb, dreh ich ihr das Genick herum!“

Viele waren der Meinung, Weilandt sei zu glimpflich behandelt worden, man müsse ihm noch eins auswaschen.

Ein paar Hauptkraweeler steckten die Köpfe zusammen, Boten wurden fortgeschickt. Die kamen zurück und taten geheimnisvoll.

Allmählich wurde die Gaststube leer. Der Ritterschorich sah seine Kasse gefüllt und lachte sich ins Fäustchen. Es hieß, das halbe Dorf sei kaputt. Er scherte sich den Teufel drum. Wenn nur sein Weizen blühte!

Draußen tutete der Nachtwächter in sein Horn und rief:

„Eif' Ihr ist es an der Zeit
Lobet Gott in Ewigkeit!“

Ein paar Hunde schlugen an. Dann war tiefe Stille.

Um Mitternacht bewegte sich ein seltsamer Zug dem Schulhause zu. Meist waren es jüngere Leute, die sich mit Kropfdeckeln, Gieklammen, Kuchenblechen und Trillerpfeifen bewaffnet hatten. Ihre Taschen waren mit Steinen gefüllt.

Vor dem Schulhaus traten sie in eine Reihe, und eine ohrzerreißende Musik hob an. Dazwischen hörte man Pfeitschenknallen. Daß das Ragenkonzert vollständig sei, wurden auch Tierstimmen nachgeahmt.

Gegen das Gostor schlug der erste Stein, worauf ein regelrechtes Bombardement des Schulhauses begann.

Der Lehrer, von dem Höllenlärm aufgeschreckt, öffnete das Fenster seines Arbeitszimmers. Im selben Augenblick traf ihn ein Stein an die Stirn, daß er fast ohnmächtig rüdlings fiel.

Eine Frau aus der Nachbarschaft war zum Bürgermeister gelaufen. Der erschien mit dem Ortsdiener auf dem Platze. Von der Dunkelheit begünstigt, gelang es den meisten, zu entweichen. Fünf wurden gefaßt und gingen ihrer Strafe entgegen.

10.

Der Margolfspeter hatte sich an der Ragenmusik nicht beteiligt, hatte zunächst gar nichts davon erfahren. Er war vielmehr gleich, nachdem er am Wirtstisch erklärt hatte, wie er über das angebliche Verlöbniß seiner Tochter mit dem Lehrer dachte, von einer wilden Erregung getrieben, nach Hause geeilt. Die Marie kam ihm mit verweintem Gesicht entgegen. Die Buckelhanne, die im „Ritter“ die Gläser spülte, hatte ihr brühwarm zugetragen, wie übel ihrem Liebsten mitgespielt worden war.

Der Peter packte die Marie am Arm, zerrte sie in die Stube und schrie: „Alleweil will ich Klarheit, seist Du mit dem Klappch versprochen oder net?“

Jetzt, wo Weilandt die schwere Kränkung erlitten, wo es keine Sache zu führen gal, vermeinte sie ihrer Schweigepflicht enthoben zu sein.

„Ich sein mit keinem Klappch net versprochen,“ sagte sie, ihre Ruhe bewahrend.

Der Peter trat nahe an sie heran. Aus seinen Augen sprühten Funken.

„Aber mit dem Lehrer seist Du versprochen, gelle?“

„Ja, das sein ich.“

„Und ich muß das von fremden Leut erst hören?“

„Wann's Zeit wär, wollt he selber mit Euch schwätzen. Das hatten wir miteinander abgemacht.“

„Und Du glaubst, Du krägst den Schlicher, der das ganze Dorf verruiniert hat?“

„He is kein Schlicher und hat das Dorf net verruiniert. Daß die Kass kaput is, sollen die verantworten, die Aussichter drüber gewesen sein.“

Daß sie bei ihrem Troß Vorstand und Aussichtsrat und dabei auch ihn der Schuld an dem allgemeinen Unglück zieh, goß Del aufs Feuer und steigerte seine Wut.

„Du miserabel Person!“ beschimpfte er sie. „Mit Deiner frechen Schnut' steckst Du bei mir nir auf!“

„Ich sag's, wie's is,“ sprach sie aufs tiefste verlekt. „Dessentwegen sein ich noch lang keine miserabel Person. Das lass' ich mir von Euch net bieten. Was zuviel ist, ist zuviel. Ich hab so viel heruntergeschluckt. Alleweil hat's geschnappt!“

Sie hielt inne. Ihr Atem ging heftig. Ihr Gesicht war von roter Blut überglommen.

„Ich hab nie net gedent, daß ich anderster wär wie die andern,“ fuhr sie fort. „Ich sein mein eignen Weg gegangen. Ja. Demwegen hatt ich nir Böses im Stroh. Ihr, Vater, habt hinter mir her gehaut, habt mir kein gut Wort gegunnt. 's war immer wie ein Scheid zwischen Euch und mir. Ich sein duschur allein gewest. Da is der Lehrer bei mich kommen. He is mir Vater, Mutter, Gastfreundschaft, alles zusammen gewest. Ihr habt noch kein' so verunrecht' wie mein Bräutigam, den Lehrer. Ihr glaubt vielleicht, he hätt's auf den Bräutbrief abgesehen. O nee! He will nir von Euch, he will nur mich. Statt Euch nu die Geiser fliegt, statt Ihr mit den Leut in ein Horn harmoniert, sorgt, daß der Mann net auf Kehlen läufst, und helfst ihm auf den Weg. Dann helfst Ihr auch mir!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Nußhex.

(Schluß.)

Weil sie nun so bissig und braun war und eine Hafennase im Gesicht sitzen hatte wie ein Eulenschnabel, hat man sie allmählich die Nußhex genannt. Jetzt weiß man ihren wirklichen Namen nur mehr bei der Behörde. Liegt ihr auch nichts dran. Der Mensch braucht überhaupt keinen Namen zu haben. Die Hauptsache, daß er da ist und sich redlich nährt.

Dann die sechsundsiebzigster Jahre. Da ging das Geschäft wieder gut. Sie schimpften wieder. Diesmal auf die Preußen und aßen Nüsse dazu.

Anno siebzig, da war's nichts mit den Nüssen. Aber in den siebziger Jahren da schimpften die Gesellen über die Meister, da kauften die Gesellen mehr Nüsse und schlugen sie mit der Faust auf. Und jetzt geht das Geschäft mit den Meistern wieder besser, nun schimpfen die wieder mörderisch über die Gesellen, klopfen Nüsse auf und schwenken sie und den Aerger mit viel Bier hinunter.

So hat sie immer auf der Seite, auf der gerade am meisten geschimpft wurde, das beste Geschäft gemacht. Vielleicht weil man an den Nüssen so schön seinen Zorn auslassen und sie doch essen kann.

So trakte die Alte und sann für sich, die zahnlösen Kiefer ständig hin und her bewegend, w'e wenn sie laute.

Ein paarmal blieb sie stehen, holte umständlich eine Birken-dose aus dem Sad heraus und nahm mit Daumen und Zeigefinger sparsam eine Prife Schnupftabak.

„Ja, ja, wird halt doch niemals ein Fried auf der Welt!“

Sie näherte sich ihrem Häuschen. Eigentlich gehörte es ihr noch nicht ganz. Zwei Kammern, ein Giebelboden, Flur und Keller waren die ganzen Räume in der alten Hütte. Aber die eine Stube links vom Hausflur, die hatte der Mauslenz als Anrecht. Wie sie vor fünfundsiebzig Jahren das Häusl kaufte, war das Anrecht schon drauf. Der frühere Besitzer hatte es von der Mutter des Lenz erworben und die hatte ausbedungen, wenn der Lenz, der damals in der Welt draußen herumstrolchte, je käme,

dann hätt' er das Recht, bis zu seinem Ende in der linken Kammer zu wohnen.

Sie hatte gedacht, daß sich der Lump ja doch nicht wieder blicken ließe. Aber eines Tages war er eben doch da. Grau, ver-soffen und abgerissen.

Die Mutterin mußte die Kammer räumen. Das hatte Streif gefehlt und jetzt hausten sie seit zwanzig Jahren nebeneinander wie Hund und Kage, beide an die Hütte gebunden. Die Alte hoffend, daß der Lenz bald abtrage und der Lenz hoffend, daß die Alte bald der Teufel hole, Sie ihre Nüsse verkaufend und er Mäuse und Maulwürfe für die Gemeinde fangend.

Was der Lenz der Mutterin antun konnte, blieb nicht un-gesehen. Besonders wenn er trank fiel ihm alles Schlechte ein. Und er soff ausdauernd für seine fünfundsiebzig Jahre, nur langte es nicht jeden Tag zu einem Schnapsrausch.

Heute saß er auf der Bank vor dem Häusl. Es fiel ihm schwer, das Gleichgewicht zu halten. Seine wässrigen Augen glöhten der Alten entgegen und mit schwerer Zunge sang er lallend:

„Alte Hex, alte Weig'n, geh mit mir zum Reg'l'scheib'n!“

Dabei fielen ihm die Augen schon halb zu. Drei fuchsröte zahme Eichsaken kletterten an ihm herum. Die hatte er sich der Mutterin zum Troß angeschafft. Auf dem Giebelboden lagerten deren Nüsse und die Eichsaken hausten nicht schlecht darin. Sie schwelgten förmlich in Nüssen. Hatte die Alte eine Dachrinne vom innen verstopft, machte der Mauslenz von außen eine auf. Die Eichsaken sprangen von den Bäumen ringsum aufs Dach und schlüpfen zu den Nüssen.

Da hatte sie einen dickkopfigen Kater angeschafft und ihn zu den Nüssen gesperrt. Hat aber nicht viel geholfen, denn Eichsaken können mit den Füßen nach oben an Dachsparren klettern, der Kater aber nicht. Nun hatte der Lenz den Riß größer gemacht. Da ist der Kater herausgetrohen. Kaum daß er aber den Kopf heraus hatte, warf ihm der Alte einen Strid um den Hals und droffelte ihn tot. Das Fell hing er an den Gartenzaun, und was drinnen war, davon hat der Lenz Hasenbraten gegessen.

Jetzt setzte sich die Alte mit dem Schürhaken auf die Lauer. Tagelang! Sie hatte aber nur den Aerger davon, denn die Eichsaken waren flinker wie die Neunzigjährige. Da legte sie Gift. Eine von den dreien ging drauf, die anderen merkten sich's und fragten es nicht. Der Lenz schaffte sich eine neue Eichsake an; sie sich einen anderen Kater, den Jall. Der konnte nun zwar den Eichsaken auch nichts anhaben, weil sie zu flink waren. Er ver-scheuchte sie aber und hielt die Mäuse vor den Nußsäcken in Schach.

Und die Alte hatte jemanden, mit dem sie plaudern konnte. Je älter der Mensch wird, desto einsamer wird er. Da find ihm dann Tiere zur Zwiesprache oft lieber wie Menschen; denn sie wider-sprechen nicht.

Der Jall besonders hatte ein entschiedenes Talent zum Zu-hören. Und zum Schmeicheln. Wenn so ein Leut recht alt wird, dann wird es auch von seiner Umgebung meist häßlich und lästig gefunden. Tiere aber, wenn man ihnen nur liebevoll begegnet, die machen keinen Unterschied.

So wurde der Jall des Weibleins Familie, der Mittelpunkt ihres bißchen Liebesbedürfnisses. Und der Kater zeigte sich des Vertrauens durch geduldiges Zuhören mit gespitzten Ohren wür-dig, sträubte das Fell und miaute kurz und heiser, wenn sie ihm mit erhobener Stimme das Schlechte erzählte, das ihr die anderen wieder angetan hatten. Er schnurrte zufrieden und blingelte mit den Augen dazu, wenn sie ihm von früheren Zeiten erzählte oder die Tageseinnahmen vorrechnete:

„Schau, Vaterl, drei Mark sans heit, oa Mark und fuffge san rein verbeant. Da kaufu mir uns a Willi und Feigen dafür.“

Und der Jall widersprach nie. Er war immer zufrieden, wenn er nur am diden Kopf getraukt wurde und Milch erhielt. Seitens Braten fing er sich schon selber.

Die Meisterin aber lebte neben der Milch beinahe nur noch von Feigen. Jahre her schon. Seit sie keinen einzigen Bahn mehr besaß. Sie zerschneid die heim Krämer gekauften Feigen in ganz kleine Stücklein und ließ während des ganzen Tages ein Stüderl um das andere im Munde zergehen. Das erhielt sie. Reibt in Milch eingeweichtem Brote brauchte ihr alter, der Erde zurück-strebender Körper keine weitere Nahrung mehr. So aß sie eigent-lich den ganzen Tag ununterbrochen fort, immer nur ein Winziges, der alte Magen hatte ständig und unschwer zu verdauen. Er ver-sagte infolgedessen nie.

Sold ein altes Leben ist wie ein unter Sand glimmendes Gluthäuflein. Immer nur ein wenig und ganz kleine Stückchen Brennstoff zugefegt, erhalten es lange fort lebensfähig, während das hellaufloehende, überreichlich gespeiste Feuer allmählich im Aschenwust ersticht, in seinen eigenen Aschenrückständen umkommt. Wenn nur der Lenz, der Loder, nicht gewesen wäre. Der ärgerte sie noch zu Tode.

So trippelte sie an dem Betrunknen vorbei ins Häuschen. Im halbdunklen Flur, der zugleich Küche war, dessen Wände im Rech-ruß glänzten, zog sie ihren alten, großen Schlüssel aus der Tasche und schloß die Stubentür auf.

Wie sie aber die Schwelle derselben überschritt, da stolperte sie über ein bides, weiches Bündel und schlug hart der Länge nach auf den Stubenboden.

Es dauerte lange, bis sich die Mutterin wieder aufhelfen konnte. Alle Knochen taten ihr weh, dazu spürte sie noch einen scharfen Schmerz in der linken Brustseite, der ihr den Atem benahm,

Bei näherem Zusehen erwies sich das weiche Bündel als der Vater Jatzl, dem jemand das Kreuz eingeschlagen hatte. Wer? das war unklar zu erraten.

Das Weiblein war ganz starr vor Weh. Weinen konnte sie nimmer, denn die Tränen sind in diesem Alter meist verjagt. Stumm hob sie den toten Vater auf und setzte sich mit demselben im Schoß in ihren alten, zerrissenen Lehnstuhl.

Mechanisch fuhr sie immer und immer wieder mit den knochigen, zitternden Fingern streichelnd über das Fell des Leblosen.

Es wurde finstern in der Kammer. Ohne sich zu regen, saß die Mutterin. Nur noch selten und unbewußt strichen die braunen Hände über die tote Kaze.

Endlich blieben auch sie ruhig auf dem kleinen Leichnam liegen. Nun lebten nur noch die Augen. Bis auch die Ruhe fanden und die Lider langsam fielen.

Da wird es im Innern der Alten lebendig. Ihr ganzes Leben rollte an ihr vorüber, Schönes und Häßliches, Böses und Gutes. Zum Greifen scharf und klar. Und jedesmal, wenn etwas ganz Besonderes kam, dann gab es einen kleinen, schmerzhaften Stich in der Herzgegend. Ein langes, langes Leben, überreich an Arbeit und Sorge und Kampf ums liebe Brot.

Nur einmal lächelte sie.

Wie sie am Ende angelangt war, am Jetzt. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie doch immer und immer wieder Siegerin im harten Kampfe, immer Herr geblieben war. Bis nahe an die Hundert ohne fremde Hilfe sich durchgerungen hatte.

Klar und scharf umrissen fühlte dieses einfache, alte Gehirn den Sieg seines Lebens.

Und dieser Sieg prägte sich im Lächeln aus, die sonst so scharfen Rüge mildernd.

Ohne Bettel und Armenhaus, ohne fremde Hilfe nahe hundert Jahre durchgerungen, nur durch redliche Arbeit gesiegt.

Und sie fühlte, daß sie in all ihrer Einfachheit doch stärker wie die anderen gewesen war.

Ein heftiger Stich im Herzen ließ sie scharf zusammensucken; sie atmete tief auf. Da gab es einen kleinen Knacks in ihr, wie bei einem Uhrwerk, dem die Feder sprang.

Das alte Herz hatte zu schlagen aufgehört!

Das Lächeln aber blieb auf ihrem Gesicht. Der Tod kam zu rasch, um es mitnehmen zu können.

Das Lächeln des in seiner Einfachheit steghaften Lebens!

1] . Adolf Glashbrenner und der Berliner Volkswitz.*)

Die Großheiten deutscher Literatur fallen mit starken Volksbewegungen zusammen. Da ist aus der Masse des Volkes heraus ein urwüchsiges Gut der Sprache und des Rhythmus, des unverbildeten Fühlens und Denkens eingedrungen in die Dichtung. Die sturmschwangere Zeit, die sich zuletzt in den Wettern der Reformationsbewegung entlud, brachte einen Sieg der Volkssprache, der wieder dritthalb Jahrhunderte später vom jungen Goethe in seiner großen Bedeutung erfüllt wurde. Von seinen Früchten ging mancher kräftige Keim auf dem Boden der Gänbunds- und Sturm- und Drangperiode des achtzehnten Jahrhunderts auf, und von dieser Zeit her tastet in der deutschen Dichtung wie auf ein heimliches, von innen treibendes Gebot hin Versuch um Versuch, der Volkssprache, die nur als Mundart lebt und nicht Schriftsprache ist, mit Dichterkraft ihr natürliches Recht auf ein Schriftbafsein zu bestärken und zu sichern. Mit Namen wie dem Nürnberger Gröbel, dem Pfälzer Maser Müller, dem Alemannen Hebel setzt die Arbeit ein, die auch heute noch andauert und für die letzte Vergangenheit und Gegenwart durch Namen wie den Bayern Stieler, die alpbündischen Desterreicher Anzengruber und Mosegger, die Schlesier Gerhart Hauptmann und Hermann Stehr, den Niederjachsen Fritz Stabenhagen und viele andere bezeichnet ist. Die naturalistischen und später heimatkünstlerischen Jahre der jüngsten Literaturepoche segneten der mundartlichen Dichtung den Boden natürlich besonders gut. Wir haben uns aber daran gewöhnt, die Zeit des dritten Jahrhundertviertels als eine Art klassische Zeit der Dialektdichtung zu betrachten: die Schaffenszeit der Mecklenburger Fritz Reuter und John Brinckman, dann des Holsteiners Klaus Groth, der auch der Bayer Franz Bocc und der Frankfurter Friedrich Stolke angehört. Dieser Periode voraus gehen Jahrzehnte, in denen das mundartliche Theaterstück, das Lokalstück, eifrig gepflegt wurde. Aus der Masse des damals Geschaffenen ragt Vortreffliches hervor: Stücke des Straßburgers Arnold, des Frankfurters Masch schätzte ein Goethe sehr; der Datterich des Darmstädters Niebergall ist geradezu eine Verühmtheit bis heute heraus und ebenso das Schaffen des Wienerers Johann Neitro, und dieser Periode gehört nun auch Glashbrenner an, dessen Plaudereien und Gesprächszenen den Berliner Jargon in die Literatur einführten.

*) Ein Kapitel aus der Einleitung zu einer Auswahl aus Glashbrenners hässlichem Werk, die Franz Dieckhoff mit viel Liebe veranstaltet hat und demnächst im Verlag der Buchhandlung Vorwärts erscheinen lassen wird.

In aller deutschen Volksdichtung läuft das rote Blut urgesundem Volkshumors um. Auch Glashbrenner trank und gab aus diesem Quell. Er rann in ihm: seine Mutter war eine Berlinerin, und Kindheit und Jugend hat er ununterbrochen in Berlin verlebt. Sein Vater war schwäbischer Herkunft, und vielleicht hat der Gegenfah in der Sprechweise von Vater und Mutter sein Empfinden für das Spezifisch-Andere des berlinischen Idioms geschärft. Theodor Wehl sagt: „Sein Witz war der echte Berliner Witz, immer zur Hand, schlagend und wirksam, dabei durchaus gemüthvoll.“ Und sein Schüler Schmidt-Cabanis, der junge Freund seiner alten Tage, er war's, der seine schriftstellerische Leistung dahin kennzeichnete: er habe dem Volkswitz — und zwar insbesondere dem Berliner Volkswitz — zum Worte verholfen und ihn in die Literatur eingeführt. Und nicht bloß in die Literatur!

Zu Lebzeiten Glashbrenners gab es Leute, die kritisch-gutmeinend in die Welt hinauspfeiften, er sei der Vater des Berliner Volkswitzes, was der also Belobte kurzweg mit den Worten abwies: er bleibe den Dank dafür zeitlebens schuldig. Er nahm kein anderes Verdienst in Anspruch, als das eine, den Berlinern, die schon Goethe einen „verwegenen Merseburger Schlag“ genannt hatte, den Wert ihres Besitzes an Witz zum Bewußtsein gebracht zu haben. Im neunten Hefte von „Berlin, wie es ist und — trinkt“ sagt er Anno 1835 im Plaudern über Puppenspiele: „Erit seit kurzer Zeit ist das Berliner Volksleben in Deutschland gewürdigt; erst seit kurzer Zeit ist den Berlinern klar geworden, daß sie ein solches haben, daß ihr Pöbel witzig ist, und, wie Hegel sagt, abstrakt denkt.“ Lustig hat Theodor Wehl anschaulich gemacht, wie Glashbrenners Leistung geartet war:

„Der Berliner Witz war bis dahin nur ein Gassenjunge gewesen, ein Element, das auf allen Brunnenhöfen, Treppengeländern und Fensterbänken saß, mit den Weinen schlenderte und „schnodderige“ Redensarten machte, aber von niemand recht beachtet wurde, ausgenommen von denen, welchen er seine Schabernacke spielte. Adolf Glashbrenner erlöste ihr aus dieser etwas unbehaglichen Situation, um ihn in eine epochenmachende Stellung zu bringen. Er wusch dem Burchen die Hände, kämte ihm das Haar und ließ ihm die Hosen fliden. Soweit zugestuft, nahm er ihn vor, um ihn begreiflich zu machen, was er eigentlich sei. Berliner Witz, Du bist kein bloßer dummer Junge, sagte er zu ihm, Du bist das Genie Berlins, der souveräne Geist der Bevölkerung. Wenn Du Deiner selbst bewußt wirst, so kannst Du es zu etwas bringen und sozusagen ein Mann bei der Spritze werden. Du mußt Dich nur gewöhnen, Deine Blide höher und über die sogenannten Kellerhälse der Häuser hinauszurichten. Du mußt Dich, um Gott und die Welt, zuletzt auch ein wenig um die Politik und Geschichte bekümmern. Der Berliner Witz ist nicht auf den Kopf gefallen und „roh“, wie die Berliner Redensart sagt, „Bunte“, wenn er auch schon keineswegs gleich so weit war, der ganzen Tragweite der Glashbrennerschen guten Lehre innig zu werden. Er fing von da an, sich in alles zu mischen, was in Berlin sich ereignete. Er setzte sich mit den Stammgästen der Kneipe zu der „tühlen Wlonden“, schlich sich ins Theater ein, trock dem Prediger in die Aermel seines Kalars, dem Staatsrat ins Portefeuille, dem Humoristen in die Feder, dem jungen Mädchen ins Wangengrübchen, ja, es gab eine Zeit, in der er sogar courfäßig war und verstopfen unten an den Stufen des Thrones hockte.“

Glashbrenner sah nicht den Berliner Volkswitz wie ein Forscher aus der Vogelschau, er fühlte ihn rings um sich her und sich selbst als ein lebendiges Stück von ihm. Das meinte wohl auch Ernst Dronke, wenn er ihn in seiner geschichtlich wertvollen Suche „Berlin“, das 1846 erschien, einen „kleinen Berliner Gamin“ nannte. Glashbrenner hat das, was ihn selbst kennzeichnete, als ein Merkmal des Ganzen genommen und hingestellt. Diese Verallgemeinerung ist aus dem Charakter Glashbrenners und auch aus der Zeitbewegung heraus zu verstehen. Mit der fortschreitenden Ausbreitung demokratischer Gedanken wuchs auch die Sehnsucht, sich als Element der Masse des Volkes zu fühlen, und mit den politischen Wünschen, die auf Kampf und Macht abzielten, stand die Reigung in Einklang, alles stark zu betonen, was das Volk groß erscheinen lassen konnte. Es sollte sich selbst kennen und schätzen lernen. Ganz hoch sollte es sich einschäben. Diesem Ziel wollten Glashbrenners kleine Berliner Schriften dienen.

Als in den ersten dreißiger Jahren seine ersten Hefte über die „politifizierenden Eckensteher“ Aussehen gemacht hatten, suchte der Berliner Schauspieler Friedrich Bedmann die Volkstimmung mit einer Lokalposse „Der Eckensteher Rante im Verhör“ für sich auszunutzen. Im Don Quixote von 1833 ging Glashbrenner dieser Posse festig zu Leibe. Er sagte, sie sei „ohne iger d einen Wert“: „aus lauter uralten und millionenmal abgedroschenen Witz und Wortspielen zusammengesetzt und einer Hanswurft-Jade eben nicht unähnlich.“ Nach Jahren ging er noch einmal darauf ein und nannte Bedmanns Figur „durch und durch unwahr“, sie habe keinen anderen Wert, als daß sie belustige. Er wollte eben mehr, wollte ernste Arbeit leisten, wenn er Volkstypen zeichnete. Der Rante war ursprünglich eine Erfindung Karl Holteis, der in den zwanziger und dreißiger Jahren am Königsstädtischen Theater wirkte; Glashbrenner aber war's, der der Figur Wesen, Sinn und Zweck gab.

Auch der Volkswitz hat seine Entwicklungskurven, bleibt sich nicht immer gleich in seiner Kraft, kann Aufstieg, Höhe und Abstieg haben. Glashbrenner erlebte eine Aufgangs- und Höhezeit und

sollte auch den Niedergang erschauen. Er war ein Bürger der Zeit, in der die Schichten, die den Volkswitz tragen, von wachsenden kulturellen Antrieben bewegt wurden, aber dann kam der Zusammenbruch der wirtschaftlichen Stützkraft und damit der politischen Machttrüme des Kleinbürgerturns und ließ Interessen und Schichten und Lebensmöglichkeiten obenauf kommen, die dem Volkswitz die großen Aufgaben nahmen, die Glasbrenner ihm zugeordnet und zugeschoben hatte. Als der Dichter 1858 aus dem Hamburger Exil nach Berlin zurückkehrte, fand er entsetzt und verlezt völlig andere Verhältnisse. Wehl erzählt, er habe seinen Jüngling, den Berliner Witz, nicht wiedererkannt. „Der arme Schelm hatte sich wunderbar verändert. Er war nicht mehr der muntere harmlose Junge von ehemals, der mit roten Waden, frischen Augen und flinker Zunge, oft ohne Mühe und Stiefeln, durch die Straßen lief. Der Berliner Witz war zu Gelde gekommen und ging jetzt wohlgekleidet, die Hände in den Hosentaschen und den hohen Kasorhut auf dem Kopfe, breitfüßig Unter den Linden spazieren. Er hatte sich einen gewissen Dividendenesprit angeeignet und machte gute Geschäfte in „höherem Blödsinn“. Er hielt sich zur hohen Finanz und besuchte die Börse. Wenn er Glasbrenner zufällig begegnete, nickte er, mit den goldenen Uhrherloques spielend, herablassend mit dem Haupte.“

Der vormärzliche Polizeistaat dulde keine politische Presse, und so wurden die Kräfte, die nach politischer Schriftstellerei verlangten, in der Zeit nach der Julirevolution gezwungen, auf Umwegen und aus dem Versteck heraus ans Werk zu gehen. Reiseerzählung und Zeitroman waren gelegene Mittel, politische Meinungen anzubringen, und sie blühten in den dreißiger Jahren auf. Man mußte sich pfiffig ausdrücken, denn die Zensur lag auf der Bauer, und bald genug ließ die Zentralgewalt des Bundestages die schärfsten Mittel der Verfolgung spielen. In jenen Jahren lernte der Witz in harter Schule die Meisterkunst erstaunlichster Verstellungskunst. Immer neue harmlose Verkleidungen erfand er, um ungefährdet vor dem Volke sagen zu können, was als Wahrheit empfunden wurde, und gerade Glasbrenner hat diese Kunst mit scharfer uner schöplicher Vielseitigkeit ihr politisch wichtiges Spiel treiben lassen.

Er war für Norddeutschland, was ein Nestroh für Wien war, und er war in manchem mehr, wenn er auch nicht von der Bühne herab sprach. Ihm, dem „Schalksnarren der Freiheit“, wie Wehl ihn nannte, sind wirklich alle Formen witziger Ausdrucksweise geläufig gewesen. Sein Humor reicht weit hinüber ins Reich der Satire, und aus seinen Schriften ließe sich tausendmal das Wort des englischen Denkers ablesen, daß die Ironie der Humor der Satire sei. Sein Witz parodierte; er verstand sich meisterlich auf die Verzerrung, die immer „das gewichtige Original“ zwischenhin sichtbar bleiben läßt. Er war ein lustiger Gesell ohne Sentimentalität, der lachend die Faust ballte, wo andere weich und untätig Hinzuschlappten; man darf sich nicht irreführen lassen durch seine gelegentlich hingeschriebene Begriffsdeutung: „der Humor ist eine Freudentäne“. Wichtiger ist sein Wort: er schilderte da mit heiteren Farben, wo man die Feder in Tränen tauchen müßte. In seinem Lachen bewegte sich ein mannhafter Ernst. Der Witz heiligte in seinen Augen den Ernst. In dem Berliner Fest „Eine Volksjury in Berlin“, das im Märzjahr entstand, läßt er den Privatgelehrten Frischer sagen: „Der Witz ist keine Krankheit des Ernstes, vielmehr seine übersprudelnde Gesundheit. Erst wenn der Ernst witzig wird, hat er seine größte Kraft erreicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Versteinerungsfunde.

Versteinerte Fußspuren. Die Nachricht, daß man in Südaustralien versteinerte Fußspuren gefunden habe, aus denen auf das hohe Alter des Menschen geschlossen wird, regt eine ganze Reihe von Fragen an, mit denen sich die Wissenschaft seit geraumer Zeit beschäftigt. Zunächst freilich fehlt es sogar noch an einer Mitteilung, daß die jetzt in Australien aufgedeckten Spuren unzweifelhaft solche des Menschen seien. Der Ort Barrambool liegt an der Südküste des Staates Victoria, und in derselben Gegend ist schon vor einigen Jahren ein ähnlicher Fund gemacht worden, an den der deutsche Professor Knaatich die weitgehende Schlussfolgerung geknüpft hat, daß in Australien überhaupt die Wiege der Menschheit gestanden habe. Das würde voraussetzen, daß Australien damals auch noch eine festere Verbindung zum westlichen mit Asien gehabt hätte, eine Landbrücke, die der Mensch zu seiner Verbreitung nach den anderen Festländern hätte benutzen können. In der Tat hat Knaatich die Annahme verfochten, daß die damals aufgefundenen Fußspuren schon aus dem Tertiär stammten, während die meisten Geologen und Anthropologen heute noch auf dem Standpunkt stehen, der Mensch sei erst in der darauf folgenden Epoche des sogenannten Diluvium auf der Erde erschienen. Inwieweit die neue Entdeckung zur Erhärtung oder Erschlüchterung der Theorie vom tertiären Menschen in Australien beitragen werde, läßt sich noch nicht übersehen. Nur soviel läßt sich schon jetzt sagen, daß unzweifelhaft Ablagerungen der Tertiärzeit in

Australien selten sind, und daß die sichere Altersbestimmung auch bei den Schichten mit den neu aufgedeckten Fußspuren wahrscheinlich auf große Schwierigkeiten stoßen wird. Außerdem aber wird es auch nicht leicht sein, die Herkunft der Fußspuren von einem Urmenschen über jeden Einwand zu erheben. Versteinerte Fußspuren sind in großer Zahl bekannt, aber man weiß nur in einer Minderzahl der Fälle mit einiger Sicherheit anzugeben, von welchen ausgestorbenen Tieren sie herkommen. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe ist leicht zu verstehen. Von den Tieren, die in früheren Zeiten der Erdgeschichte, also vor vielen Tausenden oder gar Millionen von Jahren gelebt haben, sind naturgemäß nur die Hartgebilde erhalten geblieben, also Knochen oder feste Schalen und dergleichen, und zwar entweder in ihren ursprünglichen Stoffen oder wenigstens in Abdrücken. Die Fäße größerer Tiere aber bestehen nicht lediglich aus solchen Hartgebilden, sondern sind mit Fleisch und Muskeln umkleidet, außerdem meist mit Haaren besetzt, also mit Stoffen, die sich niemals bis auf die Gegenwart erhalten haben. Selbst wenn die Fußknochen eines Tieres vollständig vorliegen, ist es nur innerhalb gewisser Grenzen möglich, die ganze Form des Fußes, wie er zu Lebzeiten des Tieres gewesen ist, sich vorzustellen und daraus ein Urteil darüber zu gewinnen, wie die von dem Tier hinterlassene Fußspur ausgesehen haben muß.

Das berühmteste Beispiel von zahlreich erhalten gebliebenen Fußspuren ist der sogen. Chirotherien sandstein von Thüringen und Franken. Diese Gesteinsart bildet einen Teil des sogen. Buntsandsteins, mit dem die Formation der Trias und somit das Mesozoikum oder Mittelalter der Erdgeschichte beginnt. Es handelt sich also um ein sehr altes Gestein aus einer Zeit, in der die Entwicklung der Wirbeltiere erst bis zu den Reptilien vorgedrungen war. Aber obgleich eine stattliche Zahl von Nesten verschiedener Wirbeltiere jenes Alters wohl bekannt ist, war es nicht möglich, die Fußspuren sicher zu deuten, und man hat sich auf die Angaben beschränkt, daß sie von einem großen Amphibium herrühren müssen. Diesem Tier ist der Name Chirotherium oder Handtier gegeben worden, weil die Fußspuren eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einer Hand besitzen. Weiter weiß man aber nichts von ihnen, und es ist auch ganz unsicher, ob diese Spuren mit einem der aus anderen Nesten nachgewiesenen ausgestorbenen Tiere der Trias in Beziehung stehen.

Etwas besser steht es um andere Fußspuren, die sich teils gleichfalls auf europäischem, teils auf amerikanischem Boden gefunden haben. Sie weisen drei große Zehen auf, und man hat sie mit riesigen Reptilien in Verbindung gebracht, die durch reichere Knochenreste bekannt sind. Von besonderem Interesse sind in dem amerikanischen Konnektikutsandstein, der gleichfalls der Trias angehört, eine Anzahl kleiner dreizehiger Abdrücke, die an Vogelspuren erinnern. Sollte diese Deutung richtig sein, so wäre sie der einzige Beweis dafür, daß es damals entgegen der sonstigen Annahme bereits Vögel gegeben hätte. In den Ablagerungen der unteren Kreide in Westdeutschland sowie in Belgien und auf der Insel Wight sind sehr große dreizehige Fußspuren zum Vorschein gekommen, die mit ziemlicher Sicherheit auf das Iguanodon gedeutet werden, ein mächtiges Reptil, von dem das Brüsseler Museum eine ganze Reihe vollständiger Skelette besitzt. Daneben gibt es noch viele Fußspuren und andere Abdrücke, deren Herkunft als durchaus rätselhaft bezeichnet werden muß.

Technisches.

Moore-Licht. Bekanntlich ändern sich die Farben der Gegenstände bei künstlicher Beleuchtung in so hohem Grade, daß es gar nicht möglich ist, die feineren Nuancen, ja auch die Grundfarben richtig von einander zu unterscheiden. Der Grund für diesen Uebelstand liegt darin, daß das künstliche Licht, dessen Quellen von geringerer Temperatur als die der Sonne (etwa 6500 Grad) sind, auch eine andere Zusammenfassung im Vergleich mit dem natürlichen Sonnenlichte hat. Dem Amerikaner Mc. J. Moore ist es nunmehr gelungen, ein dem natürlichen wesentlich gleiches Licht zu schaffen, und die praktische Erfahrungen in den Färbereien, Kunstanstalten usw. stellen der neuen Lichtart ein glänzendes Zeugnis aus.

Das Prinzip der neuen Lichtquelle ist das der bekannten Weizsäcker'schen Röhren, das sind Röhren, in denen sehr stark verdünntes Gas durch elektrischen Strom bei sehr hoher Temperatur zum glühen gebracht wird. Was die neue Konstruktion von der gewöhnlichen Röhre unterscheidet, ist erstens die sehr sinnreich und elegant konstruierte Vorrichtung, den Gasdruck in der Röhre immer auf gleicher Höhe zu halten und dann die Verwendung der Kohlen-säure zur Erzeugung von rein weißem Licht. Diesen Vorzügen des Moore-Lichts gesellen sich noch: gute Lichtverteilung, die eine schattenlose, indirekte Beleuchtung gibt, geringe Empfindlichkeit gegen Stromschwankungen und geringe Feuergefahrlichkeit. Auch Anlage- und Unterhaltungskosten stellen sich nicht hoch, da die Röhren unbegrenzt haltbar sind und nur der das Gas spendende Apparat von Zeit zu Zeit erneuert werden muß.

Da es sich hier um keine rein theoretische Entdeckung, sondern um bereits praktisch erprobte und bewährte Erfindung handelt, so steht zu erwarten, daß sich das neue Licht in kurzer Zeit dort einbürgern wird, wo Farbuntercheidung bei künstlicher Beleuchtung von großer Wichtigkeit ist. Verkaufsmagazine, Operationsäle, Theater, Färbereien, Gemädegalerien dürften das nächstliegende Anwendungsgebiet für das Moore-Licht werden.

Vormärz-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.